

Bernd W. Seiler

Es begann in Lesmona

Auf den Spuren einer Bremer Liebesgeschichte

Vierte, durchgesehene Auflage 1999

© 1993 Johann Heinrich Döll Verlag GmbH

Oberneulander Landstraße 185, 28355 Bremen

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, insbesondere fotomechanische Wiedergabe jeder Art oder auszugsweiser Nachdruck sind vorbehalten.

ISBN 3-88808-200-5

Johann Heinrich Döll Verlag

Kapitel 4

Gattenwahl zwischen Neigung und Konvention

Hätte die Geschichte zwischen Magda und Percy auch anders ausgehen können, und wenn, wer oder was hat das verhindert? Im ersten Moment neigt man natürlich dazu, hier an ihre Eltern und zumal ihren Vater zu denken, von dessen Strenge sie auch selbst in ihren Briefen immer wieder spricht. Doch irgend etwas, so muß man sich bei einigem Nachdenken sagen, stimmt an dieser Schuldzuweisung nicht. Weder haben ihr die Eltern die Verbindung mit Percy untersagt, noch ihr die mit Gustav Pauli anbefohlen, ja sie haben von einer solchen Alternative noch nicht einmal etwas gewußt. Wo sie ihr aber wirklich in diesem Sinne zugesetzt, sie zu einer Verlobung fast zu zwingen versucht haben, bei der Geschichte mit dem Grafen, ist sie mit diesem Einfluß sehr gut fertig geworden. Von einer übergroßen Abhängigkeit von ihnen, gar Nötigung durch sie kann also keine Rede sein, und Magda war der Eindruck, den ihre Briefe in dieser Beziehung erweckten, im Nachhinein auch unangenehm. Als Thomas Mann sich über die ‚blinde Grausamkeit‘ dieser Eltern erregte und die Ansicht vertrat, daß sie nur aus Geldgründen – wegen der noch nicht gesicherten Erbschaft – von Percy nichts hätten wissen wollen, hat sie sie ausdrücklich gegen diesen Vorwurf in Schutz genommen und erklärt, daß sie selbst sich gegen jenen und für ihren Mann entschieden habe, sie selbst, „weil Percy ein Junge war“.

Nun muß man ihr freilich auch dies wiederum nicht glauben, weil niemand wohl sich freiwillig antun wird, was sie sich mit ihrer Entscheidung antat. Aber es gibt ja nicht nur den Druck von Befehlen und Verboten, es gibt auch den von Erwartungen und Ansprüchen, und daß sie in dieser Hinsicht nicht frei war, zeigen schon ihre Bedenken wegen Percys Alter. Hier aber binden uns nicht die Eltern allein, sondern auch die Gleichaltrigen, die Schicht, zu der wir gehören, ‚die Gesellschaft‘, und so nennen wir einen solchen Einfluß nicht Schuld, sondern sprechen von sozialen Normen, vom Zwang der Verhältnisse. Und eben ein solcher Konflikt ist Magdas Konflikt auch gewesen. Grundsätzlich formuliert, war es die Alternative von Neigungs- und Konventionsehe, vor der sie stand, also ob sie eher nach Liebe oder eher nach Prestige heiraten sollte, auch wenn sie selbst sich dies in den Briefen nicht eingesteht. Vielmehr hat sie das Liebesgebot so verinner-

licht, daß sie sich zu ihren sozialen Ansprüchen gar nicht mehr zu bekennen wagt. Tatsächlich hängt sie damit aber nur um so mehr von ihnen ab, d.h. an ihrer Not und Bedrängnis ändert der ‚bloß‘ soziale Hintergrund ihres Konfliktes nichts, sondern es hätte im Gegenteil jeder nur familiäre Konflikt ihr weniger zu schaffen gemacht. Daß ‚die Gesellschaft‘ auch eine eingebildete Macht sein kann und als reale oft mehr erträgt, als man ihr zutraut, das weiß man in ihrem Alter leider meistens noch nicht.

Daß man der Schuldzuweisung an ihre Eltern so vergleichsweise bereitwillig folgt, ist allerdings dennoch kein Zufall. ‚Früher‘, so meinen wir zu wissen, haben ja wohl grundsätzlich die Eltern über die Ehen ihrer Kinder entschieden, jedenfalls in den besseren Kreisen und was die Töchter anbetrifft, und so vermuten wir einen solchen Zusammenhang auch hier. Vielleicht haben wir dafür das Schicksal einer Effi Briest vor Augen, die als Sechzehnjährige, nur eben vom Schaukeln hereingerufen, dem 38jährigen Innstetten anverlobt wird und sich auch noch artig dafür bedankt. Doch ist dieser Fall – bei allem Respekt vor dem Realisten Fontane sei es gesagt – für die damalige Zeit keineswegs mehr typisch, weder was Effis Jugend, noch was den Altersunterschied angeht und schon gar nicht hinsichtlich ihrer selbstverständlichen Gefügigkeit. Tatsächlich waren die Mädchen für die Wahl ihres Ehemannes damals längst selbst verantwortlich, und wenn die Eltern sie darin beeinflussen wollten, mußten sie schon subtilere Mittel anwenden, als ihnen ihren Wunschkandidaten nur einfach zu präsentieren. Wo hier die wahren Konflikte lagen, wird über dieses Klischee nur oft übersehen, und weil sich heute auch noch alle möglichen außereuropäischen Kulturzustände mit unserem Bild von ‚früher‘ vermischen, soll hier Magdas Konflikt auch erst einmal zurückgestellt und etwas Allgemeines zu diesem Thema gesagt werden. Es wird uns dann auch ihren Fall besser verstehen lassen.

Wenn Ehestiftungen wie die von Effi Briest für das späte 19. Jahrhundert nicht mehr typisch waren, vielmehr – wenn schon – in das 18. Jahrhundert gehören, heißt das jedoch nicht, daß sie damals nicht mehr vorkamen. Es gab sie schon noch, nämlich im Hochadel, und damit eben dort, wo sie auch ihren historischen Ursprung hatten. Entstanden ist das Elterndiktat in der Heiratsfrage ja aus dem Wunsch des Adels nach Machtvererbung, d.h. daraus, daß die adeligen Privilegien den Nachkommen nur dann vererbt werden konnten (oder ihre Erblichkeit anderen gegenüber nur dann zu rechtfertigen war), wenn

jeweils beide Ehegatten diese Privilegien besaßen. Ebenbürtigkeit hieß das, und in einem naheliegenden zweiten Schritt überließen die Eltern dann auch ihren Besitz nur denjenigen ihrer Kinder, die durch eine ebenbürtige Heirat für die Weitergabe der Privilegien sorgten. Insofern verlor im 19. Jahrhundert diese Bedingung aber eigentlich schon ihren Sinn. Denn außer in den Regierenden Häusern gab es Geburtsvorrechte für den Adel hier praktisch nicht mehr, und selbst das Recht der Regentschaft war, da verfassungsmäßig abgesichert, an die Ebenbürtigkeit der Herkunft nicht mehr gebunden. Gleichwohl wurde an dieser Bedingung festgehalten, ja sie wurde wegen der demokratischen Bedrohtheit dieser letzten adeligen Bastion nun womöglich rigider gehandhabt als je zuvor. Als Druckmittel dienten dabei weiterhin die Erbschaftsfolgen, denn von der Pflichtteilsregelung des bürgerlichen Gesetzbuches war der Hochadel ausdrücklich ausgenommen. Mithin blieb der Einfluß der Eltern auf die Heiraten der Kinder hier sehr real, d.h. nicht standesgemäße Ehen konnten leicht durch wirtschaftliche Erpressung verhindert werden.

Wie das vor sich ging, sei kurz am Beispiel des Hauses Habsburg skizziert, das in dieser Hinsicht freilich das am meisten berücksichtigte war. Einheiratende Ehegatten mußten hier bis in die vierte Generation zurück Vorfahren aus souveränen Adelsgeschlechtern nachweisen – dreißig insgesamt –, wenn die Ehe anerkannt und die Erb- und Hausrechte nicht verlorengehen sollten. Das bedeutete, daß wegen der engen Verflechtung des europäischen Hochadels praktisch nur noch Ehen unter Verwandten infrage kamen, und die wurden von den Familien frühzeitig abgesprochen. Die Folgen sind bekannt. Nicht nur kam es regelmäßig zu peinlichen Erbschäden (‚die Hälfte aller Kinder Idioten oder Epileptiker‘, spottete Franz Ferdinand, das spätere Attentatsopfer von Sarajewo, der eine solche Ehe nicht eingehen wollte), sondern es entwickelte sich auch ein reger Konkubinatsbetrieb, für dessen illegitime Früchte geradezu etatmäßig gesorgt wurde. Aber auch Verzweiflungstaten blieben nicht aus. Erinnerung sei nur an den Kronprinzen Rudolf, der im Alter von 21 Jahren mit einer noch minderjährigen zweitgradigen Kusine seines Vaters verlobt worden war (mit der Hochzeit mußte gewartet werden, weil sie ihre Periode noch nicht hatte) und mit ihr so unglücklich wurde, daß er sich 1889 gemeinsam mit einer Geliebten erschoss. Zuvor hatte er sich – vergeblich natürlich – beim Papst noch um eine Annullierung seiner Ehe bemüht. Sein Nachfolger Franz Ferdinand, der sich im Jahre 1900 die Ehe mit

einer ‚nur‘ dem österreichischen Uradel entstammenden Frau ertrotzte, mußte wegen dieser Mesalliance für seine Kinder auch der Krone entsagen und überdies hinnehmen, daß seine Frau bei Hofe weit nach ihm rangierte, d.h. nur zum ‚Gefolge‘ zählte. Ehen mit Bürgerlichen hingegen führten, wie jeder weiß, noch bis weit in unser Jahrhundert hinein in allen europäischen Fürstenhäusern unweigerlich zum Verlust der dynastischen Rechte.

Es wäre nun allerdings verfehlt, diese Heiratsverhältnisse für irgendeinen historischen Zeitpunkt mit den Heiratsverhältnissen insgesamt gleichzusetzen. Da andere Ebenbürtigkeitsvorschriften – vom Fall der Unfreiheit abgesehen – nicht existierten und die Ehe nach altdeutscher wie christlicher Auffassung auf dem freien Entschluß der Heiratenden selbst beruhen sollte, hat es in unserem Kulturkreis die Ehestiftung durch die Eltern als Regelausscheidung nie gegeben. Auch die Verheiratung von Kindern als krasser Fall der Bevormundung, wie er trotz gesetzlicher Verbote in Asien und Afrika bis heute massenhaft vorkommt, war deshalb in Europa nie üblich. Die Werbung richtete sich hier vielmehr, wie auch die Heiratsverhältnisse in unseren Sagen und Märchen zeigen, grundsätzlich an die aus eigenem Recht heiratsfähige junge Frau. Das hat nichts mit einem moralischen Verdienst zu tun. Es erklärt sich einfach daraus, daß sich in unseren Breiten wohlhabende Schichten, die an solchen Zwangsheiraten ein Interesse haben konnten, erst herausbildeten, als die Idee der Selbstbestimmung in dieser Frage schon hinreichend gefestigt war. Wer also volljährig war – das konnte historisch und regional unterschiedlich mit 21, aber auch erst mit 28 Jahren der Fall sein –, konnte im Prinzip heiraten, wen er wollte, und soweit die Eltern eine frühere Verheiratung wünschten – ehemündig war der Mann etwa ab 20, das Mädchen ab 16 Jahren –, war ohne das Einverständnis der Betroffenen nichts zu machen.

Das heißt nun allerdings nicht, daß stets nach Neigung geheiratet werden konnte. Je früher je mehr war die Ehe an wirtschaftliche Voraussetzungen gebunden und deshalb ohne Unterstützung und mithin Zustimmung der Eltern selten möglich. Zumal die Töchter, auf Versorgung angewiesen, konnten sich eine allzu genaue Selbsterforschung in dieser Frage also kaum leisten, d.h. sie wurden oft auch als Minderjährige in die erste sich anbietende Ehe abgeschoben. Aber auch für die Söhne war, solange die Generationen eng zusammenlebten und die Nachfolge im Amt oder Beruf des Vaters auf dem Spiel

stand, die Einwilligung der Familie von großer Bedeutung. Schichten- und Gruppenzugehörigkeiten grenzten die Wahl deshalb ebenso ein wie die konfessionelle Schranke, die allerdings schon im 18. Jahrhundert nicht mehr unüberwindlich war. Gleichwohl sind Neigungsehen in früherer Zeit nicht schlechthin die Ausnahme gewesen, wie man oft lesen kann. Wenigstens in der Stadt war der Kreis der infrage kommenden Partner immer groß genug, daß eine Neigungswahl nicht nur möglich, sondern im Prinzip das Nächstliegende war, und natürlich hat man diese Wahl auch gegen Einwände der Eltern, wenn es sie denn gab, mit einem gewissen Nachdruck verteidigt.

Wie weit man schon im 18. Jahrhundert zu gehen bereit war, wenn es zu einer solchen Konstellation kam, zeigt plastisch eine Szene in Schillers *Kabale und Liebe*. Bevor sich hier der Zentralkonflikt um den adeligen Ferdinand und das Bürgermädchen Luise entwickelt, bewirbt sich um diese bereits der Sekretär Wurm und bittet dabei auch ihren Vater um Unterstützung. Doch damit kommt er bei diesem übel an. Wenn er sich das Mädchen nicht von allein gewinnen könne, so die Belehrung, solle er sich zum Teufel scheren, er, der Vater, werde nicht der Spitzbube sein, sie ihm an den Hals zu werfen. Die Tochter müsse mit ihm leben, nicht er, und überhaupt würde ein rechter Kerl sich schämen, sich dieses ‚altmodischen Kanals‘ zu bedienen. Wer etwas taue, werbe allein und hinter dem Rücken des Vaters, und im Konfliktfall müsse das Mädlein ihre Eltern lieber zum Teufel wünschen, als von ihm zu lassen, nur das sei Liebe, und nur so einen Schwiegersohn wünsche er sich. Allzu emphatisch? Allzu sehr ‚Sturm und Drang‘? Daß solche Worte in einem realistisch angelegten Stück auch nur gesprochen werden konnten, beweist für das Vorhandensein einer solchen Idee genug, und man erkennt auch nicht, daß sie für abwegig gehalten worden wären.

Als um so bedrückender wurde deshalb empfunden, daß das zu Wohlstand und Ansehen gelangende Bürgertum sich von solchen Grundsätzen gerade entfernte und die Heiraten der Kinder genau wie der Adel mehr und mehr unter seine Kontrolle zu bringen versuchte. Geld sollte zu Geld, Geschäft zu Geschäft kommen oder besser noch Geld und Geschäft auch zu Rang und Namen, so daß, während andere Schranken fielen, die des Besitzes nur um so trennender wurde. Die entsprechenden Schriften des 19. Jahrhunderts sind voll von Klagen über Geldheiraten oder wenigstens darüber, daß man keine Scheu trug, sich offen zu ihnen zu bekennen. Männer offerierten in Heirats-

gesuchen ihre Ränge und Titel, aber auch ihren Kapitalbedarf, Eltern empfahlen ihre Töchter durch Vermögen und Aussteuer, und das Schachern um die Mitgift kam wirklich oder sogar besonders in den besten Familien vor. Mußte man unwillkommene, d.h. weniger vermögende Schwiegerkinder gleichwohl inkauf nehmen, so versuchte man sie nach dem Beispiel des Adels wenigstens von künftigen Erbschaften auszuschließen, wie wir an einem Fall aus der Familie von Magdas Freundin Bertha im siebten Kapitel noch sehen werden.

Ganz so weit wie der Adel ging man in der Bevormundung aber doch schließlich nicht. Zum einen wurden die Ehen nicht über die Köpfe der Kinder bzw. Töchter hinweg vereinbart, wie es dort vorkam, sondern die Werbung mußte bei ihnen selbst beginnen, und zum anderen war es auch unanständig, wenn man sie vor dem achtzehnten Lebensjahr verheiratete bzw. in die Ehe entließ. Wie dieses Mitspracherecht gehandhabt wurde, steht freilich auf einem anderen Blatt. Man erinnere sich nur, wie Tony Buddenbrook zu ihrer Ehe mit Grünlich bewogen wird, eine um 1850 spielende Geschichte, für die Thomas Mann ja einen Fall aus seiner eigenen Familie vor Augen hatte. Nicht nur, daß Grünlich der achtzehnjährigen Tony mit Billigung ihrer Eltern monatelang unerträgliche Szenen machen darf, es wird sogar noch der Pfarrer eingeschaltet und wettet sonntags von der Kanzel herab gegen die eigenwilligen Töchter, die sich den Eltern in diesem Punkt nicht gehorsam genug erwiesen. Gleichwohl verliert auch Tony nicht aus den Augen, daß zuletzt allein ihr Wort zählen wird, und ihre Eltern haben zumindest ein Gewissen dafür, daß sich ihr Verhalten mit dem bürgerlichen Anstand nicht ganz vereinbaren läßt.

Daß das Ideal der Neigungswahl in den bürgerlichen, aber auch in den adeligen Oberschichten nie ganz verlorenging, hatte – abgesehen von seiner Umsetzung in der Heiratspraxis des Volkes – vor allem mit seiner Bewahrung in Kunst und Literatur zu tun. Wo immer man sich hier umsah, konnte man sich ermutigt fühlen, auch in seinem eigenen Leben seiner Liebe zu folgen. Vor allem von der Romantik ging ein solcher Einfluß aus, pries sie doch nicht nur wie frühere Zeiten den Liebesgedanken als solchen, sondern bezog ausdrücklich auch die Ehe in diesen mit ein. „Fast alle Ehen sind nur Konkubinate“, polemisierte Friedrich Schlegel, „nur entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe“, und Schleiermacher forderte in seinen ‚Zehn Geboten für edle Frauen‘: „Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden muß“

und „Du sollst nicht geliebt sein wollen, wo du nicht liebst“. In die Breite gewirkt haben diese Gedanken dann vor allem in der romantischen Dichtung, die Liebeswahl und Liebesehe immer wieder zu ihrem Thema gemacht hat. Aber auch in den von den Romantikern gesammelten Volksliedern und Märchen bildet die glückliche Heirat – „und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute“ – ja oft den harmonischen Schluß. So hielt die Literatur im öffentlichen Bewußtsein wach, was von Macht- und Geldinteressen immer wieder verdrängt zu werden drohte, und bestärkte zumal die Jugend stets von neuem in der Richtigkeit ihres Gefühls.

Hinzu kam im späteren 19. Jahrhundert aber auch noch ein naturwissenschaftliches Argument. Es ergab sich aus der Darwinschen Abstammungs- und Vererbungslehre, die man, wenn auch logisch nicht ganz einwandfrei, auf die menschlichen Verhältnisse übertrug. Analog zum Gedanken der geschlechtlichen Zuchtwahl, also daß es im Tierreich eine Art Neigungsentscheidung zugunsten der jeweils stärkeren, schöneren, gesünderen Gattungsexemplare gibt oder geben kann und auf diese Weise die Gattung ihren Fortbestand sichert, folgerte man, daß auch das menschliche Liebesgefühl dem diene und mithin jede andersartige Wahl die Erbanlagen schwäche. Wer diesen Gedanken aufgebracht hat, läßt sich nicht mehr feststellen, er war im Anschluß an die Popularisierung Darwins einfach da. Einer seiner namhaftesten Vertreter war Ibsen, bzw. er wurde es mit seinem 1881 erschienenen Drama *Gespenster*, das damals überall in Europa für Furore sorgte. Die Geldheirat einer Frau – die Möglichkeit einer Liebeswahl hatte sie ausgeschlagen – führt hier nicht nur wie auch in anderen Dramen Ibsens in eine moralisch haltlose Ehe, sondern es entspringt diesem widernatürlichen Zeugungsbund auch ein zynisch entarteter, erbkranker und schließlich in Paralyse endender Sohn. Natürlich hat man diesem Exempel und überhaupt dieser Idee auch widersprochen, da man die ‚erbliche Belastung‘ damals schon korrekt eher als eine Folge von zu enger Verwandtschaft denn als eine des Heiratens nach Geld und Ansehen bestimmen konnte. Im ganzen blieb die Vorstellung, daß lieblos oder mit Widerwillen eingegangene Ehen sich an den Kindern rächen könnten, jedoch nachhaltig wirksam, und jüngere sozio-biologische Forschungen, auf die wir noch zurückkommen werden, haben sie inzwischen sogar bestätigt.

Sei es, daß es diese Faktoren waren, sei es, daß die nachwachsenden Generationen nur einfach wirtschaftlich unabhängiger wurden – Tat-

sache ist, daß im Verlauf des 19. Jahrhunderts auch in den höheren Schichten der Einfluß der Eltern auf die Heiraten der Kinder allmählich zurückging. Ein wenig beachtetes Indiz dafür, auf das deshalb hier noch ein Blick geworfen werden soll, ist die in der zweiten Jahrhunderthälfte rasch ansteigende Zahl von Heirats- und Eheberatungsbüchern, die sich nach Stil und Aufmachung in erster Linie an die ‚höheren Töchter‘ wandten. Ihre Titel sprechen für sich: *Die Kunst, einen Gatten zu wählen – Der Weg zu einem glücklichen Ehe- und Familienleben – Die Kunst, Männer zu fesseln und in kurzer Zeit glückliche Braut zu werden – Die junge Dame im Verhältnis zum Manne – Rathgeber für junge Damen in Liebes- und Heiratsangelegenheiten – Strategie der Liebe – Sollen wir heirathen?* und ähnlich mehr lauten sie und wurden begleitet von einem massenhaften Angebot an Mode-, Putz- und Benehmensbüchern, in denen die äußeren Voraussetzungen für das erfolgreiche Umwerben des anderen Geschlechtes behandelt sind. Dabei ist der Tenor dieser Bücher natürlich immer der (andernfalls wären sie ja auch entbehrlich), daß man sich bei der Findung und Wahl des Ehegatten nicht auf den Zufall oder allein sein Gefühl verlassen dürfe, sondern nüchtern die künftigen gemeinsamen Lebensgrundlagen bedenken müsse. Mit anderen Worten: es ergeht die Mahnung, von der neuerworbenen Freiheit den richtigen Gebrauch zu machen. Dasselbe kommt mit umgekehrtem Vorzeichen in einer Vielzahl von Ratgebern für Haushalts- und Familienfragen zum Ausdruck. Regelmäßig empfehlen sie sich mit der Begründung, daß nach der erwartungsfrohen Brautzeit und den glücklichen Flitterwochen der Ehealltag beginne und dann ein böses Erwachen drohe, wenn man geglaubt habe, mit Liebe allen Problemen gewachsen zu sein. Hier wird die Neigungswahl also bereits als Regelfall unterstellt, und man will es dem jungen Paar, das auch vielleicht zu seinen Eltern auf Distanz gegangen ist, wenigstens an gutem Rat auf seinem riskanten Weg nicht fehlen lassen.

Dies ist also der Hintergrund auch für Magdas Heiratsentscheidung und damit, was ihren eigenen Standort angeht, auch sogleich klar: sie will aus Liebe heiraten und aus keinem anderen Grund. Bereits bei ihrem ersten Bewerber, dem aus der Eisenbahn, fragt sie weder nach seiner Zukunft, noch nach seinem Geld, noch nach sonstigen konventionellen Vorteilen, sondern einzig und allein danach, ob sie ihn liebt, und als sie sich eingestehen muß, daß dies nicht der Fall ist, nimmt sie auch das Dazwischentreten ihres Vaters nicht weiter tragisch. Ent-

sprechend bleibt ihre Hauptsorge auch lange Zeit, d.h. bis zu ihrer Bekanntschaft mit Percy, ob sie überhaupt richtig lieben kann und nicht vielleicht zum Heiraten gar nicht taugt. Später wird selbst noch bei Gustav Pauli eine Rolle spielen, daß sie ihn lieben zu können meint, wenn nur er selber mehr Liebe für sie aufbrächte, oder sie wird sich einreden, daß ihre Bindung an ihn *auch* Liebe sei usw. Von der fröhlich-konventionellen Unbedenklichkeit einer Effi Briest, der ‚jeder der Richtige‘ ist, wenn er nur von Adel ist, eine gute Stellung hat und gut aussieht, ist sie also weit entfernt, und dies auch dann, wenn man berücksichtigt, daß es sich hier um Äußerungen gegenüber einer Freundin handelt, die sie vielleicht nicht in alle ihre Überlegungen und Wünsche eingeweiht hat.

Wie sie zu ihrer Einstellung gekommen ist, läßt sich, da sie sie nicht für begründungsbedürftig hält, leider nicht genau sagen, doch lassen sich einige Faktoren immerhin erkennen. Der erste dürfte ihre religiöse Erziehung gewesen sein, also das christliche Liebesgebot, insofern sie sich wiederholt auf Gott in dieser Frage bezieht und vor ihrer letzten Entscheidung noch den Pfarrer zu sprechen wünscht, der dann nicht da ist. Des weiteren könnte eine Rolle gespielt haben, daß sie stets von Personal – Frauen aus dem Volk – erzogen worden ist und folglich mit deren Heiratsvorstellungen von kleinauf enger in Berührung kam als mit irgendwelchen Standesüberlegungen ihrer Eltern. So berichtet sie z.B., daß ihr erstes Kindermädchen ihr oft gesagt habe, daß sie es wegen ihrer Sommersprossen einmal schwer haben werde, einen Mann zu finden, was ja beiläufig nichts anderes besagt, als daß es ihre eigene Sache sein wird, sich einen solchen zu suchen. In Lebenserinnerungen von Frauen aus dem Hochadel hingegen liest man – zum Vergleich – nicht selten, daß ihnen von ihren Erzieherinnen regelmäßig gesagt wurde, sie würden sich um ihre Heirat einmal keine Sorgen zu machen brauchen, die Eltern würden den richtigen Mann schon beschaffen. Auch die getreue Linsche wird ihr ja raten, statt sich auf den ungeliebten Pauli einzulassen, lieber die fünf Jahre auf den ‚Engländer‘ zu warten. Allerdings sollte man sie hier auch nicht im Gegensatz zu ihren Eltern sehen. Auch diese beabsichtigten zweifellos nicht, sie an einen ungeliebten Mann zu vergeben, und haben entsprechende Einwände von ihr auch grundsätzlich akzeptiert.

Der wichtigste Faktor dieser Art ist aber zweifellos der Einfluß der Gleichaltrigen gewesen, d.h. die Einstellung ihrer ganzen Generation.

Keiner der um sie werbenden jungen Männer bemüht sich noch zuerst bei ihren Eltern um sie, sondern alle wollen oder müssen zunächst mit ihr selbst ins reine kommen. Selbst der Graf, der noch am ehesten den alten Formen verpflichtet sein könnte, hat sich mit ihr längst verständigt, als sich ihre Eltern noch der Hoffnung hingeben, als erste von seinem Antrag zu erfahren. Vergleichsweise konventionell verhält sich lediglich noch ein Witwer, der ihr nach einem belanglosen Tischgespräch bei Berthas Hochzeit den Heiratsantrag einfach per Billett ins Haus schickt. Doch ihre Reaktion – „Wie findet Ihr das?“ fragt sie Bertha und ihren Mann nur ironisch – läßt erkennen, daß unter Ihresgleichen so etwas überhaupt nicht mehr in Betracht kommt. Suspekt ist ihr und zugleich ihren Eltern aber auch ein gewisser Bach, der nach einem Sommerfest („von Flirt war keine Rede“) nur über ihren Bruder anfragen läßt, ob er ‚Hoffnung bei ihr hätte‘. Ohne ein persönliches Liebesgeständnis scheint ein Heiratsantrag also auch im Großbürgertum zu dieser Zeit nicht mehr akzeptabel zu sein, wie aufrichtig oder unaufrichtig es dabei im Einzelfall auch zugegangen sein mag.

Was haben dann aber die Eltern, um zunächst noch bei ihnen zu bleiben, mit diesem Schritt überhaupt noch zu tun? Es ist im wesentlichen nur noch das Vorfeld der Werbung, auf das sich ihr Einfluß erstreckt: die Steuerung des Umgangs mit dem anderen Geschlecht. Wie bei Magda immer wieder zu sehen, dürfen Mädchen aus ‚gutem Hause‘ grundsätzlich nur unter Aufsicht in der Öffentlichkeit verkehren, können also nur in einem gut beobachteten Umfeld persönliche Bekanntschaften schließen. Allerdings funktionierte auch dieses Instrument nicht unbegrenzt. Zum einen war die Oberschicht nicht mehr so unter sich bzw. ist es im Bürgertum nie gewesen, daß bei Bällen, Hausfesten, Theaterbesuchen usw. nicht auch der Kontakt zu weniger willkommenen jungen Leuten inkauf genommen werden mußte, zum anderen wirkte diese Überwachung mehr und mehr so unzeitgemäß, daß die Mädchen jederzeit auf öffentliches Verständnis rechnen konnten, wenn sie sich ihr entzogen. Schon der Schaffner, der Magdas *Frauen-Abteil* dienstfertig in ein *Nichtraucher* umwandelt, damit der Verehrer zu ihr umsteigen kann, tut das mit sichtlicher Genugtuung, und ähnlich entgegenkommend oder verschwiegen sind immer wieder auch Dienstboten, Freundinnen und selbst nächste Verwandte. Dabei waren die Besorgnisse der Eltern in diesem Punkt gar nicht einmal unberechtigt. Den Töchtern aus diesen wohlhabenden Häusern lauerten natürlich stets auch Männer auf, die es nur auf ihr

Geld abgesehen hatten, und so hoffte man sie wenigstens vor den plumperen solcher Annäherungsversuche zu bewahren. Auch übrigens jene Eisenbahn-Attacke, bei der der sechsundzwanzigjährige Hans der erst siebzehnjährigen Magda ja um jeden Preis eine feste Verlobungszusage abzurufen sucht, ist in dieser Hinsicht nicht unverdächtig. Bei seriösen Absichten bzw. Aussichten hätte er als Kamerad ihres ältesten Bruders immer auch Wege finden können, auf normalere Art um sie zu werben.

War das persönliche Jawort erst einmal gegeben – schon daß die jungen Leute dafür beharrlich den Ausdruck ‚Verlobung‘ gebrauchen, ist bezeichnend –, hatten die Eltern nur noch geringe Chancen, eine Heirat noch abzuwenden. Zwar mußte sich das offizielle Anhalten bei ihnen noch anschließen, aber einfach nein zu sagen war immer mit der Gefahr verbunden, daß das Durchhalten für das Paar zu einer Ehrensache wurde, an deren Ende man nicht nur nichts erreicht, sondern sich seinem Kind auch noch für immer entfremdet hatte. Nicht einmal gesellschaftlich tat man sich damit einen Gefallen. Liebespaaren nach dem Beispiel von Romeo und Julia war die öffentliche Sympathie stets sicher und dementsprechend den düpierten Eltern auch die Schadenfreude. Allenfalls konnten sie versuchen, durch ein Hinauszögern der Zustimmung die Entschlossenheit des Paares noch auf die Probe zu stellen, was als Druckmittel zumal gegen den Mann wirksam war (und auch angewendet wurde, wenn die Braut aus zu einfachen Verhältnissen kam), da dieser die Unterhaltungspflicht in der Ehe hatte. Bei einiger Verzichtsbereitschaft versagte freilich auch das, so daß es wirklich weitgehend bei den Verlobten selbst lag, was aus ihrem Bund wurde. Bezeichnenderweise treten die Eltern Berthas lieber fluchtartig eine Berlinreise mit ihrer Tochter an, als zu riskieren, daß ein in Bremen angesagter Verehrer (der dann noch nicht einmal kommt) möglicherweise mit ihr eine solche Absprache trifft. Deutlicher kann sich die Ohnmacht der Eltern gegenüber diesem Willensakt nicht offenbaren.

Wegen der grundsätzlichen Möglichkeit, die Eltern hier auszuschalten, war die Lage der so überwachten Mädchen nun allerdings prekärer, als wenn sie entweder völlig abgeschirmt oder weitgehend frei in ihrem Umgang gewesen wären. Denn da sie nach ihrem Selbstverständnis eine Neigungswahl zu treffen hatten, bei allen ihnen von den Eltern zugeführten Bewerbungen aber der Verdacht bestand, nach ihrer Neigung sei nicht gefragt worden, fühlten sie sich zu heimlichen

Kontaktaufnahmen fast schon verpflichtet. Damit aber bestand die Gefahr, daß die Verlobungsentscheidung eine reine Trotzhandlung wurde bzw. man sich als Leidenschaft zurechtlegte, was im Grunde nur das prickelnde Gefühl des Ungehorsams war. Allein schon die Umstände, unter denen diese Mädchen einschließlich Magdas bereit sind, sich für ihr Leben zu binden – auf einer Bahnfahrt, einem Tanzfest, einem Spaziergang usw., d.h. oftmals beim ersten Gespräch unter vier Augen überhaupt –, machen diese Gefahr sichtbar. Daß die Eltern ihre Aufsicht deshalb nur für um so notwendiger hielten (denn in der Tat: kaum kehrten sie diesen Achtzehnjährigen den Rücken, verlobten sie sich), ist also nur zu verständlich, andererseits aber auch keine Frage, daß sie selbst dieses Verhalten verschuldeten.

Was nun Magda angeht, so findet sie sich mit dem ersten Einschreiten ihres Vaters gegen ein Verlobungsvorhaben, der Abschmetterung des Bewerbers aus der Eisenbahn, noch vergleichsweise gutwillig ab. Auch ihr scheint dieser Mann nach einiger Besinnung nicht mehr der richtige zu sein. Nur vier Wochen später geschieht jedoch etwas, was ihr Vertrauen in die Weisheit der Eltern in diesem Punkt für immer erschüttert. Wieder nähert sich ihr ein Bewerber, ein Graf Egon von P. in Bad Kreuth, doch er nun wird von den Eltern geradezu schamlos begünstigt. Eben noch hat ihr Vater einen Heiratsantrag an sie ihres Alters wegen – sie ist ja erst siebzehn – lautstark für eine *Gemeinheit* erklärt, da wird nichts unversucht gelassen, sie einem solchen Antrag gefügig zu machen. Schon wenige Tage nach dem Kennenlernen wird sie auf Spaziergängen demonstrativ mit dem Grafen allein gelassen, wird Zeuge, wie ihre Mutter der Mutter des Grafen die Geschichte mit dem Bahnbewerber erzählt, sie also bereits familiär ins Vertrauen zieht, und sieht sich auch noch seinem eigens verständigten Vater gegenübergestellt, der vor dem Antrag des Sohnes gleichfalls sein Placet zu dieser Verbindung geben soll. Später, beim Anstandsbesuch in seinem Münchner Elternhaus, gehen die Eltern gemeinschaftlich sogar so weit, sie mit dem Grafen allein auf dessen Zimmer zu entlassen, was nach damaligen Begriffen ein glatter Kuppeleiversuch war. Doch Magda will nicht, sie liebt ihn nicht, und so ist es mit ihrer ohnehin nicht großen Bereitschaft, sich von den Eltern hier beeinflussen zu lassen, nach dieser Erfahrung für immer vorbei.

Daß sich das ganze in ihren Briefen so grimmig nicht liest, darf einen über die Entschlossenheit ihrer Abkehr nicht täuschen. Schon mit der Frage, ob der Graf zu ihr passe, wendet sie sich nicht mehr an

ihre Eltern, sondern an eine Sennerin, bei der sie gelegentlich vorbeigeht, und nimmt deren Rat, sich einen „a bisserl Schtabilern“ auszuschauen, auch gern an. Als sich ihre Eltern dann einbilden, der Graf werde bei einer angekündigten Visite um ihre Hand anhalten, ist sie schon illoyal genug, ihnen dies nicht einmal mehr auszureden. Ungerührt überläßt sie sie ihrem Irrtum und weidet sich dann daran, wie ihre Gesichter lang und länger werden, als jener nur seinen Stock und Schirm nach München mitgenommen haben will. Wenige Wochen später aber wird sie Bertha gegenüber das Fazit ziehen, daß man seinen Eltern „in Liebessachen gar nicht genug verheimlichen“ könne, sie richteten „wirklich nur Unheil“ an. Und eben so wird sie sich zukünftig auch verhalten, d.h. diesen auch dann von ihren Sorgen auf diesem Gebiet nichts mehr erzählen, wo sie sich nur noch damit schadet.

Mag sein, ihr Vertrauen hätte weniger gelitten, wenn der Graf wenigstens halbwegs dem entsprochen hätte, was man in ihren Kreisen einen ‚tüchtigen jungen Mann‘ nannte. Doch dem entsprach er mitnichten. Edgar von Seyssel d’Aix, wie er richtig hieß, war nicht nur ein Sonderling, wie sie immer wieder bemerkt, so daß sie fast schon befürchten mußte, sich mit ihm zu blamieren, er hatte auch stellungsmäßig wenig vorzuweisen. Einem savoyischen Adelsgeschlecht entstammend, das seit dem 18. Jahrhundert am bayerischen Hof traditionell Offiziersdienste versah, war er mit 22 Jahren Unterleutnant im Königlich-Bayerischen Leibregiment geworden und ist dies auch noch, als sie ihn 25jährig kennenlernt. Stracks befördert sie ihn Bertha gegenüber auch zum *Oberleutnant* (undenkbar, daß sie seinen Rang nicht richtig erkannt oder er sie darüber getäuscht haben könnte), weil sie so unter Wert dann doch nicht gehandelt werden wollte. Wie er ihr gesteht, ist er mit dem Offiziersberuf aber auch unzufrieden, und nur dies auch erklärt, warum er keine Bedenken hat, sie als Bürgerliche zu seiner Frau zu machen. Auf eine höhere Regimentskarriere könnte er nach einer solchen Heirat nämlich nicht mehr rechnen, so wichtig, wie die Familienbeziehungen auch der Ehefrauen für solche Karrieren damals waren. Wirtschaftlich ist er darauf aber auch nicht angewiesen. Von seiner Mutter, einer geborenen Hofenfels aus Zweibrücken, erbt er – einziger Nachkomme – ein Landgut in der Pfalz, und anderer Besitz ist auch noch vorhanden. Auf solchen, ins oberbayrische Murnau, hat er sich bald nach Magdas Absage auch zurückgezogen und nur als Reserveoffizier seine Laufbahn noch fortgesetzt. Die Standes-

ehe, die er 1896 einging (mit einer Gräfin von Wartensleben, preußische Offiziersfamilie) scheiterte dann auch an solcher Anspruchslosigkeit und wurde 1908 geschieden. Erst mit seiner zweiten Frau, der Tochter eines jüdischen Arztes aus Pommern mit dem sprechenden Namen Freundlich, wurde er glücklich.

Wenn Magdas Eltern sich für diese Verbindung so ins Zeug legen, ist das mithin wirklich ein Trauerspiel; denn natürlich wäre dieser Taugenichts bei anderer Herkunft niemals für sie in Betracht gekommen. Nicht einmal ein größeres Vermögen hätte sie da beeindruckt. Es ist einzig sein Rang, sein Titel, auf den sie starren, vor ihm schmelzen alle ihre bürgerlichen Tüchtigkeitsansprüche dahin. Ihnen selbst als Hansestädtern war es ja leider versagt, einen Adelstitel anzunehmen oder zu führen, aber eine Gräfin Seyssel zur Tochter zu haben, deren Gatte eine Stellung ‚bei Hofe‘ hatte, das war glänzend, es war traumhaft, es schien ihnen ein nicht mit Geld zu bezahlender gesellschaftlicher Aufstieg zu sein. So schwach war das Selbstwertgefühl im Großbürgertum gegenüber dem Adel damals noch, so gering der Stolz auf die eigene Leistung. Dabei konnte man es jenem in der Lebensführung längst gleich tun und stand auch an öffentlichem Einfluß nicht mehr hinter ihm zurück.

Bald nachdem sich Magda – mit einer vagen Vertröstung auf's nächste Jahr – von dem Grafen getrennt hat (sie wäre sonst auch nur auf dem Landgut in Murnau versauert), tritt ein weiterer Bewerber in ihr Blickfeld: der ‚einen halben Kopf zu kleine‘ Marineoffizier Martin. Mit richtigem Namen hieß er Bernhard Rösing und war in der gleichen Weise wie Percy mit ihr verwandt, Percys und Bernhards Väter waren Brüder. Dieses wiederholte Infragekommen von Vettern (zuvor bemüht sich auch schon ein Vetter aus der Linie ihrer Mutter um sie, der beiläufig erwähnte Eugène aus Vevey) war ebenfalls eine Folge der elterlichen Umgangssteuerung, wenn auch eine nicht unbedingt bezweckte. Der weitere Familienkreis bildete nur einfach den einzigen gesellschaftlichen Raum, in dem sich die jungen Leute relativ zwanglos kennenlernen konnten, und so entwickelten sich in diesem Umkreis eben oft auch die Ehen. Bei einem Vetternverhältnis zweiten Grades hatte man gegen eine Heirat im Prinzip auch nichts einzuwenden, nur Vetternehen im ersten Grad galten zunehmend als bedenklich. Da sie sich im Ernstfall freilich ebensowenig verhindern ließen wie auch sonst Heiraten kreuz und quer in denselben Familien, waren die Folgen im Großbürgertum kaum andere als im Hochadel. Auch

hier häuften sich die Erbschäden, und chronische Krankheiten, frühe Sterblichkeit und sogar Schwachsinn waren in kaum einer Familie unbekannt.

Was Magdas Verbindung mit Bernhard Rösing angeht, so scheinen ihre Eltern dann allerdings doch erleichtert zu sein, daß es bei der Begegnung im Herbst 1893 zu einer Verlobung nicht kommt. Da jener für seine Ausbildung noch jahrelang auf See bleiben muß (tatsächlich hat er erst 1902 geheiratet, es in der Kaiserlichen Marine aber auch bis zum Konteradmiral gebracht), will man ihr diese Ehe gern ersparen. Fast enttäuscht ist aber offenbar sie selbst. Obwohl sie diesen Vetter, wie sie Bertha mitteilt, ‚nicht die Spur‘ liebt, meint sie sich an seiner Seite so geborgen gefühlt zu haben, daß sie ‚aus Schwäche‘ wohl hätte ja sagen können. Wird ihr schon hier der Zeitpunkt der Heirat wichtiger als eine Heirat aus Liebe? Oder hätte sie nur seinen Antrag gern gehört und sich dann doch eines besseren besonnen? Mit ihren Eltern jedenfalls erörtert sie die Vor- und Nachteile dieser Verbindung mit keinem Wort, ja es hat fast schon etwas Demütigendes, wie ihr Vater, der sie wiederholt mit dem Vetter ausgehen läßt, erst auf seine ausdrückliche Anfrage hin etwas über den Ausgang dieser Begegnung von ihr erfährt.

Insofern sind die Chancen, daß sie ihren *second cousin* Percy heiraten kann, den sie im Frühsommer 1894 im Haus ihres Onkels kennenlernt und bei dem sie erstmals erfährt, daß sie liebt, also keineswegs schlecht. Er ist gesund, begabt, ein angehender Kaufmann, und über ein beträchtliches Vermögen wird er eines Tages auch noch verfügen. Was steht da einer Verbindung noch im Wege? Es gibt nur eins, was sie an dieser Möglichkeit zweifeln läßt, dies allerdings von Anfang an, und das sind jene ‚nur‘ zwei Jahre (die in Wahrheit ja sogar nur eins waren), die er lediglich älter ist als sie. Das heißt nicht, um hier kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, daß der Mann in der Ehe damals prinzipiell um etliches älter sein mußte als die Frau oder es im allgemeinen gewesen wäre. Im statistischen Mittel betrug der eheliche Altersabstand in Deutschland damals schon genau wie heute nur knapp drei Jahre, und selbst in der Oberschicht, wo er vermutlich größer war, kamen immer auch geringere Abstände vor. Schon Magdas Eltern waren nur zweieinhalb Jahre auseinander, und bei ihrem Bruder Gustav und seiner Frau war es sogar nur ein Jahr. Nur lag in allen solchen Fällen das Heiratsalter der Männer wenigstens bei fünf-

undzwanzig Jahren, und so ist eben dies der Punkt, der Percy für solche Pläne oder Wünsche noch nicht in Betracht kommen läßt.

Obwohl Magda dies von Anfang weiß, erschrickt sie allerdings doch tief, als er sie beim Abschied in Lesmona fragt, ob sie die fünf Jahre, die er für eine Existenzgründung noch brauche, mit der Heirat auf ihn warten könne. Hatte sie insgeheim mit einer kürzeren Frist gerechnet? Oder hatte sie, wie sie selbst sagt, so weit voraus überhaupt nicht gedacht? In dieser Deutlichkeit jedenfalls ist es für sie eine ‚furchtbare Frage‘, furchtbar, weil es damit allein von ihr abhängt, was aus ihrer Verbindung nun wird, und furchtbar auch, weil sie – trotz allem, was Gefühl und Gewissen ihr sagen – nicht auf diese Bedingung eingehen kann und will. Nur bei den Begründungen läßt sie diese Sicherheit im Stich, es sind nichts als aufgesagte Lebensweisheiten. Man werde sich nach den fünf Jahren vielleicht nicht mehr lieben, sagt sie, und sich wie ihr Bruder Gustav und seine Verlobte dann nur noch heiraten, weil man es sich versprochen habe. Doch müßte man dies und könnte nicht auch von seinem Vorsatz wieder zurücktreten? Denn daß sie sich die ganze Zeit über nicht sehen würden, wie sie unterstellt, steht bei ihren Reisemöglichkeiten ja keineswegs zu befürchten und tritt dann ja auch nicht ein. Aber auch den möglichen Rücktritt beschwört sie als Gefahr herauf, wobei sie Bertha gegenüber vor allem ihre eigene Festigkeit bezweifelt und meint, ihn dann ‚ruiniert‘ zu haben. Ihn wiederum aber tröstet sie damit, daß er sie bald vergessen haben werde, was ihr freilich erst recht nicht gleichgültig sein könnte. Kurzum, sie gebraucht Ausflüchte, wo eigentlich nur das eine zu sagen wäre: sie will nicht so lange unverheiratet bleiben.

Um sie hier zu verstehen, muß man zunächst einmal sehen, daß sie schlicht keine Aufgabe für diese Zeit hat. Mädchen aus weniger begüterten Verhältnissen hätten eine solche Zeit vielleicht benutzt oder benötigt, sich Geld für ihren künftigen Hausstand zu verdienen, oder sie wären im Haus ihrer Eltern noch gebraucht worden, oder sie hätten wenigstens in Handarbeiten für ihre Aussteuer noch eine halbwegs sinnvolle Beschäftigung finden können. Dies alles jedoch kommt für sie nicht infrage, es ist einfach nicht erforderlich. In ihren Kreisen nahm man bis zur Heirat, wie auch sie tut, allenfalls noch Klavier- und Malstunden, und wer ehrgeizig war, konnte auch eine Fremdsprache lernen, doch mehr war es nicht und eine wirkliche Aufgabe nicht vorgesehen. Das aber hieß auch – und das war schlimmer –, daß sie

völlig auf die Eltern angewiesen blieb und sich in allem nach ihnen zu richten hatte. Selbst die Reisen, die ihr das verspricht, können sie da nicht locken. ‚Immer herumreisen‘, schreibt sie zu dieser Aussicht nur lakonisch, weil ihr als ‚versprochener‘ junge Dame auch hier nicht viel zu erleben geblieben wäre. Das Schlimmste jedoch war, daß sie fürchten mußte, schon bald isoliert zu sein. Denn natürlich war abzusehen, daß alle ihre Freundinnen in Kürze verheiratet sein und Kinder haben würden, während sie sich Jahr um Jahr würde fragen lassen müssen, wann es denn nun bei ihr so weit wäre. Nicht zufällig resümiert sie kurz vor ihrem Ja zu Gustav Pauli: „Nun seid Ihr glücklich alle verlobt, nur ich muß um Percy so viel leiden“. Daß ihr vor den fünf Jahren graut, ist also nur zu verständlich, es rückte ihren Eintritt in ein eigenständiges Erwachsenenleben einfach in eine unfaßbare Ferne.

Vergleichsweise leicht wiegen dagegen, so sehr sie dies immer in den Vordergrund stellt, die Einwände ihrer Eltern. Sicherlich wollten auch diese ihre Tochter zu gegebener Zeit angemessen verheiratet sehen, doch besonders eilig hatten sie es damit nicht. Ihr Drängen bei dem Grafen hatte nur mit dessen Person, nicht mit dem Zeitpunkt zu tun, später verhalten sie sich eher abwartend. Noch wenige Tage vor der Absprache mit Gustav Pauli sagt ihre Mutter zu ihr (die selbst erst mit 23 Jahren geheiratet hatte), daß sie für ihre Entscheidung noch ‚lange Zeit‘ habe. Wenn sie also erst einmal ungebunden geblieben wäre – was hätten die Eltern ihr vorwerfen können? Irgendwann hätte sie mit der Sprache natürlich herausrücken müssen, aber auch da brauchte ihr um ihre Wahl nicht bange zu sein. „Dieser Percy sieht ja fabelhaft aus“, stellt ihr Vater bei dessen Besuch im Januar 1895 fest und will damit gewiß mehr sagen, als daß er nur einen äußerlich guten Eindruck von ihm hat. Auch der Onkel hält große Stücke auf ihn, und bei der Londoner Verwandtschaft ist er sogar wie Kind im Hause – da wäre die Reaktion der Eltern ja erst einmal abzuwarten gewesen. Doch diese Möglichkeit zieht sie gar nicht in Betracht. Sie will unabhängig werden, dies zuallererst, und dazu kann Percy ihr nicht verhelfen. Auch später, als sie in London noch einmal vor derselben Frage steht, kann sie sich die Entscheidung nur so vorstellen, daß sie unmittelbar bei ihm bleibt und vollendete Tatsachen schafft. Die Verlobung mit Pauli zu lösen und wieder bei den Eltern in den Wartestand zu treten, das, schreibt sie, sei ihr „unmöglich geworden“.

Oder hatte sie doch noch einen anderen Grund? Schwer zu sagen – aber schon in den Lesmona-Tagen kann man sich mitunter des Ein-

drucks nicht erwehren, als sei ihre Liebe ganz an diesen Ferienaufenthalt gebunden und werde einer Hinübernahme in den Alltag nicht standhalten. Wenn sie mit Percy zum Einkaufen hinein nach Bremen fährt und dann nach dem flüchtig-verlegenen Besuch einiger Geschäfte froh ist, ‚schon mit dem 12-Uhr-30-Zug‘ wieder zurücksein zu können, oder wenn sie auf der Rennbahn oder im Hotel Hillmann nur hauptsächlich an ‚morgen‘ denkt, wo sie mit ihm wieder draußen an der Lesum sein kann, meint man zu spüren, daß ihr schon hier um ihre Liebe bange wird. Mit ihrem Vetter Bernhard hat sie sich beim Spazierengehen in Bremen sehr wohlgefühlt, *geborgen*, wie sie schreibt – warum nicht auch an der Seite Percys? Könnte es sein, daß er ihr in dieser Umgebung nicht gewichtig, nicht ‚bedeutend‘ genug erschien, ihren vergleichenden Blicken hier nicht genügte? Denn was ihr an ihm gefiel, waren ja, wenn man so sagen darf, Freizeitqualitäten, also daß er singen, Klavier spielen, tanzen konnte und überhaupt sie in allem so reizend zu unterhalten verstand. Doch was ihn darüber hinaus, als Lebensaufgabe, interessierte, sah sie und sieht auch der Leser ihrer Briefe nicht. In der zu nichts verpflichtenden Lesmona-Welt ist dies natürlich ihr ganzes Glück, aber wenn sie an später dachte, mochte ihr seine weltvergessene Verliebtheit doch vielleicht schon Sorgen machen. Daß er so jung war, berechtigte selbstverständlich zu jeder Hoffnung, aber ihn sich als einen ‚gestandenen Mann‘ vorzustellen, das fiel ihr vermutlich schon schwer.

Daß sie sich schon so bald nach der Trennung von ihm mit Gustav Pauli verbindet, kommt dann allerdings doch wie ein Schock. Weder fühlt sie sich von diesem geliebt, noch liebt sie ihn ihrerseits, von Freundschaft und Vertrauen kann auch nicht die Rede sein, und selbst auf die Zustimmung ihrer Eltern kann sie bei dieser Wahl nicht rechnen. Warum also dieser Entschluß? Das Ganze hat etwas Rabiates, etwas von einer Selbstinzuchtnahme, und ein Gewaltakt gegen ihr Selbst ist es zweifellos auch gewesen. Was sie erreichen wollte, war zunächst nur, sich die Hoffnung auf Percy unwiderruflich aus dem Kopf zu schlagen. Denn solange sie ungebunden war und erst recht, je länger sie es war, desto größer wäre die Versuchung gewesen, sich doch auf das Warten auf ihn noch einzulassen, und das sollte einfach nicht sein. In welchem viel größeren Dilemma sie diese Zusage brachte, sah sie nicht, auch zumal deshalb nicht, weil sie ihr kaum schon so endgültig erschien. Auf den Widerstand ihrer Eltern war fest zu rechnen – wer konnte wissen, was sich daraus ergeben würde? Daher auch

ihre merkwürdige Gelassenheit, als ihre Mutter bei der Mitteilung ihres Schrittes zu weinen beginnt und der Vater seine Einwilligung dazu in weite Ferne rückt. Sollten die Eltern dieses Verlöbnis ruhig zu Fall bringen, das zweite dann schon nach dem Bewerber aus der Eisenbahn – sie hatte ihre Pflicht getan und war für die Folgen nicht verantwortlich. Und wer weiß, was dann noch möglich werden würde, nicht einmal die Verbindung mit Percy mußte unter solchen Umständen unerreichbar sein.

Natürlich war ihr Gustav Pauli deshalb aber nicht gleichgültig. Wenn sie immer wieder von der unerklärlichen Macht spricht, die er über sie habe, so heißt das ja nichts anderes, als daß er gewisse uneingestandene Wünsche in ihr ansprach. Das mögen zum einen persönliche Wünsche gewesen sein wie der nach dem Geführtwerden durch eine ihr überlegene Autorität. Es waren aber mehr und vor allem soziale Wünsche. Zweifellos ragte er über ihre Umgebung intellektuell weit hinaus, und da auch sie einen gewissen jugendlich-frechen Abstand zu dieser hat, lockte es sie, an seiner Seite auch tatsächlich über sie hinauszugelangen. Auch mag sie sich von seinem Beruf ein abwechslungsreicheres Leben versprochen haben, als es ihr die gewohnte kaufmännische Umgebung bieten konnte, so wenig ihr sein Metier, die Kunstwissenschaft, in der Sache bedeutete. Bezeichnend hierfür ihre Äußerungen über die Langweiligkeit von Gemäldegalerien oder ihre Bemerkung, daß sie sich nicht an der Malweise eines Bildes delectieren könne, wie er verlange, wenn darauf einer Frau die Brüste herausgerissen würden. Doch wußte Pauli ihr immer den Eindruck zu erwecken, daß er sie aufwertete, und hielt sie auf geschickte Weise klein. Noch bei ihrem Brautfest kränkt er sie mit der Bemerkung, daß er überlegt habe, ob er nicht ‚lieber mit Cata‘ auf Hochzeitsreise gehen sollte, was ja nichts anderes heißt, als daß er für sein Teil auch andere Frauen hätte haben können. (Die gemeinte Catalina Melchers, in ihrer Familie als eine Schönheit geltend, war allerdings zehn Jahre älter als Magda und damals längst verheiratet.) Wegen dieses demonstrativ-selbstbewußten Auftretens wird ihr aber auch kaum je der Verdacht gekommen sein, er könnte sich nur ihres Geldes wegen an sie gehalten haben.

Anders allerdings sehen das ihre Eltern. Zwar ist ihr erster Einwand gegen diesen Bewerber seine Krankheit, aber sie wissen natürlich auch sonst über ihn Bescheid. Pauli verdiene ja „nicht mehr als ein Oberleutnant“, resümiert Magdas älterer Bruder flapsig den zweiten wun-

den Punkt. Dabei setzt ihn dies natürlich auch persönlich herab, da auf diese Weise auch seine Intellektualität weiter nicht zu Buche schlägt. Fontane führt in einem Brief an seinen Altersfreund Friedländer einmal aus, daß es in Deutschland leider üblich sei, daß jeder auf jeden herabsehe. Bankiers sähen auf Offiziere und Professoren herab, Offiziere und Professoren auf Bankiers, Professoren hielten aber auch von Offizieren nichts und diese wiederum nichts von Professoren und so gehe es immer reihum. Mußte das so sein? Der Hintergrund dieser gegenseitigen Abwertungen ist, daß sich der gesellschaftliche Rang damals noch weniger nach der Leistung oder dem Besitz bestimmte, als stark auch von obrigkeitlichen Gunstbeweisen wie Orden, Rängen, Titeln usw. abhängig war, für die man sich beständig selbst zu empfehlen suchte. In Bremen war es zwar verpönt, solche obrigkeitlichen Gunstbeweise anzunehmen oder sich mit ihnen zu schmücken – selbst der preußische *Kommerzienrats*-Titel wurde von Bremer Kaufleuten abgelehnt –, aber an der allgemeinen Prestigerangelei – sprich Selbstaufwertung – beteiligte man sich auch hier. So verstand es sich für einen Kaufmann von selbst, einen Intellektuellen neben sich nicht gelten zu lassen.

Eine gewisse Aufwertung erfuhr Paulis Ansehen allerdings dadurch, daß er in Bremen nicht irgendwer war, sondern als Sohn des Bürgermeisters wenigstens aus der Oberschicht stammte. Sein brotloser Kunsthistorikerberuf diskreditierte ihn damit nicht mehr ganz so sehr, mußte man sich doch sagen, daß ihm bei solcher Herkunft auch andere Wege offengestanden hätten. Den eigentlichen Ausschlag allerdings gab, wie aus einem Brief Berthas, ihrem letzten, hervorgeht, daß Magdas Vater in Dresden Erkundigungen über ihn eingezogen und erfahren hatte, daß der König von Sachsen ‚bestimmte Zukunftspläne‘ für ihn habe. Damit versprach, wenn schon nicht sein Einkommen, so doch wenigstens sein Ansehen auf eine akzeptable Höhe zu kommen, und so hätte weiterer Widerstand doch kleinlich ausgesehen. Als er sich deshalb nach seinem ersten Dresdner Winter gesund meldet und seinen Antrag erneuert – ihm waren ein *oder* zwei Jahre zur Bedingung gemacht worden –, lenkt der Vater ein und bietet Magda an, ihre Verlobung nunmehr bekanntzugeben.

Von diesem Moment an ist sie allerdings im Wort und damit alles weitere fast schon entschieden. Denn jetzt ohne triftigen Grund noch abzusagen, hätte sie unweigerlich dem Vorwurf ausgesetzt, unzuverlässig, launisch, zur Selbstbestimmung unfähig zu sein, und diesem

Klischeebild weiblicher Schwachheit wollte sie auf gar keinen Fall entsprechen. Zu einer wahren Tortur wird diese Selbstbindung für sie allerdings dadurch, daß sie gerade zu dieser Zeit Percy in London wiedersieht und sich ihr damit ihre Entscheidung nun über Wochen und Monate hin immer wieder von neuem infrage stellt. Denn vor dem Hintergrund dieser weiteren Begegnung wird ihr unwiderruflich klar, daß sie mit Gustav Pauli wirklich kein Liebesverhältnis verbindet und von ihren Hoffnungen auf eine Neigungsehe nichts übrigbleiben wird. „Er ist eben nicht die Spur in mich verliebt und auch nicht ritterlich“, stellt sie scharfsichtig fest und wagt Bertha gegenüber noch nicht einmal mehr auszusprechen, was alles sie an seinem Verhalten ‚täglich kränkt und erbittert‘. Gleichwohl kann sie sich dann doch zu einem Bruch nicht entschließen. Einerseits lockt sie weiterhin die gesellschaftliche Stellung, die ihr diese Heirat verspricht bzw. fürchtet sie nun auch den aus einem Rücktritt sich ergebenden Eklat, andererseits sieht sie ihn immer nur kurz und schöpft immer wieder Hoffnung, sich doch mit ihm noch arrangieren zu können. „Rudis Fernsein sprach viel lauter zu mir, als seine Anwesenheit es getan hätte“, schreibt sie bezeichnend noch wenige Wochen vor der Hochzeit. Je länger sie aber wartet, desto näher rückt der Hochzeitstermin und desto schwieriger wird ein solcher Entschluß.

Gleichwohl ist ihr eins ganz klar: daß sie, wenn sie es wirklich wollte, jederzeit noch umkehren und sich auch für Percy entscheiden könnte. Nur müßte sie dann bei ihren Eltern zu Kreuze kriechen, so zumindest die Sache aus ihrer Sicht, und das bringt sie einfach nicht über sich. Selbst als ihre Mutter, die Pauli bei dem Dresdner Aufenthalt erstmals näher kennenlernt, ihr einen solchen Rückzug fast anzuraten scheint (so wenig jedenfalls macht sie ein Hehl aus ihrer Enttäuschung), kann sie sich zu einem Einlenken nicht entschließen. Sie beruhigt sie geradezu und zieht sich Bertha gegenüber merkwürdig verhalten auf den Satz zurück, ihre Gefühle seien ‚schwankend‘. Ebenso wenig nimmt sie später ein Angebot Berthas und ihres Mannes wahr, ihr bei der Trennung behilflich zu sein. Dabei spielen Bedenken wegen des ‚Skandals‘ oder des Widerstands ihrer Eltern hier übrigens überhaupt keine Rolle, und das, obwohl es bis zur Hochzeit nur noch acht Wochen sind.

Keinen Einfluß hatte, was die Erstausgabe von *Sommer in Lesmona* noch halb und halb unterstellt, daß Percy damals noch nicht im Besitz seines Vermögens war. Am Schluß findet sich hier nämlich noch der

Hinweis, daß ihm anderthalb Jahre nach ihrer Hochzeit sein Erbe ausgezahlt worden sei, so als ob dies der Punkt gewesen wäre oder hätte sein können, der alles geändert hätte. Indessen war sein Anspruch auf dieses Vermögen auch vorher nicht zweifelhaft, so daß sogar dieser Auszahlungszeitpunkt schon hätte ins Auge gefaßt werden können. Die Erbschaft allein hätte jedoch wenig geändert, nicht nur, weil er weiterhin ohne eine feste Berufsperspektive war, sondern auch, weil seiner Jugend wegen eine Heirat noch kaum ratsam gewesen wäre. So hat Magda auf diesen – nicht einmal besonders ehrenwerten – Erklärungsversuch in den späteren Ausgaben auch verzichtet. Wahr ist aber sicherlich, daß Percys verzweifelte Versuche, sie von ihrer Heirat noch abzubringen, sie zeitweilig in solche Skrupel stürzten, daß sie nur im Selbstmord noch eine Lösung sah. Daß ihr ihre Natur zuletzt nur die Wahl ließ, sich in den Lauf der Dinge zu fügen – wer möchte sie dafür tadeln?

Und wenn sie die Umkehr gewagt hätte? Ihre Eltern jedenfalls, daran besteht kein Zweifel, hätten sich auch mit Percy abgefunden, ja wer weiß, ob ihnen dieser als Schwiegersohn nicht sogar lieber gewesen wäre. Mit Gustav Pauli hatten sie weiterhin nichts im Sinn, und für Percy hätte sich irgend etwas schon gefunden. Selbst bei *Melchers & Co.* in Bremen hätte er als Juniorpartner willkommen sein können; denn die beiden Brüder Magdas, die einzigen potentiellen Firmenerben, waren unsichere Kantonisten und schieden dann auch jeder auf seine Weise bald als Nachfolger aus. Nur allerdings, ob Percy selbst sich für eine solche Aufgabe geeignet hätte, muß offen bleiben. Doch so unbedingt, wie er Magda liebte, hätte er bei Aussicht auf sie auch sicherlich in seinem Beruf das Äußerste getan und dann möglicherweise doch bald Boden unter den Füßen gehabt. So hätte also alles auch gut gehen können, und jedenfalls sein Leben wäre dann sicherlich anders verlaufen. Denn das sei hier doch einmal gesagt, da heute immer so einhellig unterstellt wird, daß die Frau in solchen Konflikten die Hauptleidtragende sei: daß hier er es war, der am meisten unter dem Scheitern dieses Verhältnisses zu leiden hatte, insofern es ihm wirklich für sein Leben geschadet hat.

Was Magda angeht, so hat sie dies freilich immer gewußt, und so war, was ihr blieb und nie verstummte, das Gefühl einer Schuld. Durch ihn hatte sie erfahren, was Liebe hieß, und hatte sich an dieser Liebe gewärmt auch noch, als ihr klar war, daß sie ihn verlassen und er vielleicht nie mehr von ihr loskommen würde. „Manchmal denke

ich, daß ich stärker bin als er“, schreibt sie schon kurz nach seiner Abreise aus Lesmona, und noch bis in die Veröffentlichung der Briefe hinein, die, wie wir noch darlegen werden, nicht in allen Passagen authentisch sind, erkennt man ihr Bedürfnis, sich für ihr Verhalten zu rechtfertigen und zu entschuldigen. Sie habe darauf vertraut, daß er sie bald vergessen haben werde, schreibt sie, aber seit sie wisse, daß er sie nie vergessen werde, mache sie das ‚verrückt‘. Oder sie hält sich vor, kein Recht zu haben, Gott um die Liebe Gustav Paulis zu bitten, da ihr die Liebe Percys ja gewährt worden sei und sie diese ausgeschlagen habe. Das bitterste Bekenntnis dieser Art ist jedoch, wenn sie schreibt, wie schön es gewesen wäre, von Percy ein Kind zu haben, während ihr dieser Gedanke bei Pauli nur ‚große Angst‘ mache. Sollte sie dies wirklich schon damals niedergeschrieben haben, würde es zeigen, wie genau sie empfand, was sie auch hier an Falschheit inkaufnahm bzw. an Glück sich versagte. Sollte sie es aber erst nachträglich eingefügt haben, als die Ehe mit Gustav Pauli schon vorbei und ihre Kinder nicht mehr am Leben waren, so liest es sich als Bilanz dieser Ehe geradezu furchtbar.

Insofern ist das eigentlich Tragische dann aber doch weniger, daß sie die Ehe mit Percy nicht gewagt, als daß sie sich die mit Gustav Pauli aufgezwungen hat. Das Verhältnis zu Percy hätte auch aus anderen Gründen zuende gehen können, ja wer weiß, ob ihre Liebe zu ihm nicht nur deshalb diese Unbedingtheit annahm, weil sie sie für unerfüllbar hielt und deshalb gewisse Vorbehalte, die sie doch wohl gegen ihn hatte, gar nicht mehr wahrnahm. Die Enttäuschung über Gustav Pauli jedoch war real, hier erfuhr sie immer wieder von neuem, was sie vermißte. Eben hierin ist sie aber doch ein Opfer der Verhältnisse. Denn abgesehen davon, daß sie ihre Wahl, wollte sie nicht als sitzengeblieben gelten, äußerst kurzfristig treffen mußte, mußte sie sie auch noch beinahe blind treffen, weil ein gegenseitiges Sichkennenlernen vor dem Heiratsentschluß in ihrer Schicht nicht vorgesehen war. Die Verlobungszeit, die einmal dafür gestanden hatte, rückte wegen des mehr und mehr intimen Charakters des Verlobnisses schon in den Rang einer Liebesbeziehung auf, so daß sie ohne Ansehensverlust nicht mehr gelöst werden konnte, während ohne diesen förmlichen Schritt, wie ‚im Volk‘ längst üblich, Beziehungen nicht zugelassen waren. So mußten diese Mädchen, angetrieben und beargwöhnt von der ganzen Familie, in irgendwelchen heimlich-hastigen Kontakten den ‚Mann ihres Lebens‘ aufzutun versuchen, und sie

mußten diesen Mann dann nicht nur lieben können (eine lieblose Ehe war ihre eigene Schuld, sie hatten ja die Wahl gehabt), sondern mit dieser Wahl auch noch einer Vielzahl sozialer Ansprüche genügen. Daß es dabei zu panikartigen Fehlentscheidungen kam, ist also eigentlich kein Wunder, ein Wunder eher, daß diese Wahl nicht selten sogar gelang.

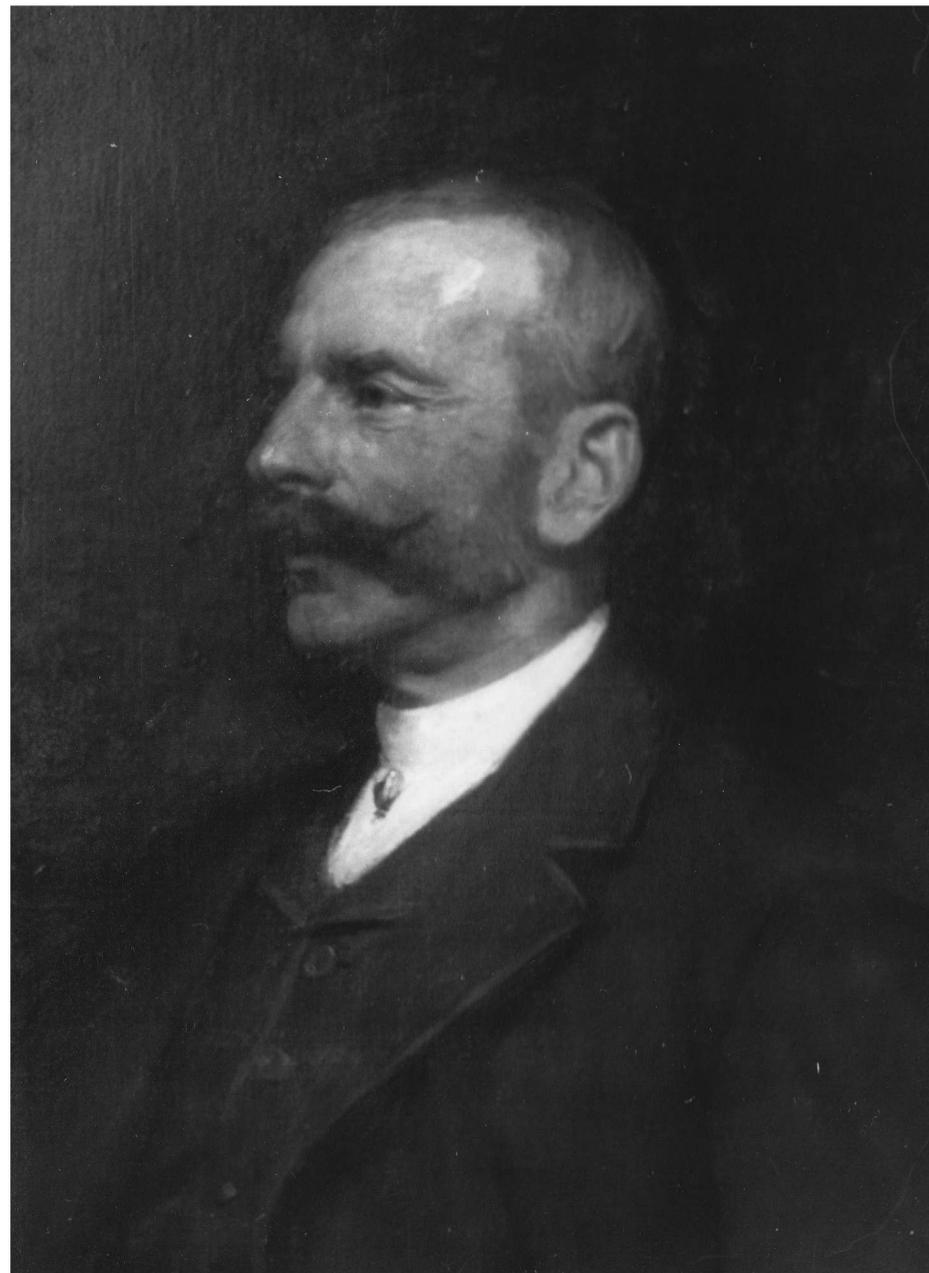
Dennoch, wie falsch diese Verhältnisse waren, zeigt deutlich die weitere Entwicklung. Ein paar Jahrzehnte früher hätte Magda – traurig genug – an ein persönliches Liebesverhältnis als Einstieg in ihre Ehe noch kaum denken können, darum aber ihre Verlobung bedächtiger schließen oder sie im Zweifelsfall wieder lösen können, als es unter der Idee der Neigungswahl möglich war. Ein oder zwei Jahrzehnte später jedoch hätte sie sich weder so abrupt von Percy los-sagen, noch sich so ungeprüft an Gustav Pauli binden müssen, man hätte ihr für ihre Entscheidung einfach mehr Raum gelassen. Schon in der Generation von Magdas Kindern wird es eine ganz andere Umgangs-freiheit zwischen den Geschlechtern geben, und die sich nach und nach verbessernde Mädchenbildung wird dann auch für den Zeitpunkt der Heiratsentscheidung einen größeren Spielraum schaf-fen. Indessen sollte man sich hier aber auch keiner Täuschung hingeben. Selbst wenn es heute oder demnächst keinerlei soziale Zwänge für eine Heirat mehr geben wird, dem Heiraten nach Neigung also wirklich nichts mehr im Wege steht: Entscheidungssorgen auf diesem Gebiet wird es auch dann noch geben, weil sich auch dann nicht alle Sehnsüchte werden erfüllen und nicht alle Abhängigkeiten werden abschütteln lassen. Wäre es anders, Magdas Konflikt ginge uns schon heute nichts mehr an und niemand würde an ihrem Unglück noch Anteil nehmen.



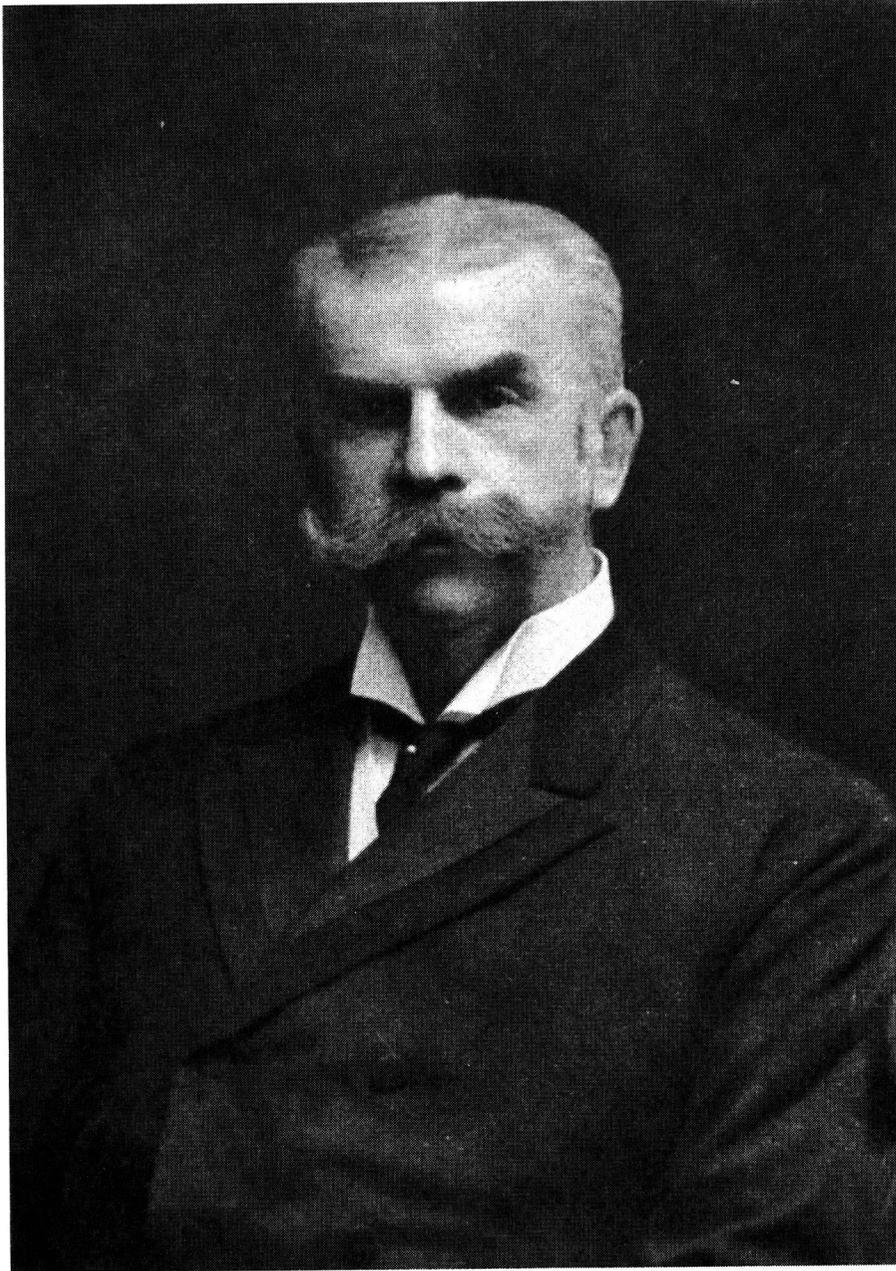
*(15) Contrescarpe 113/114 – Magdas Elternhaus.
Ihr Zimmer oben links; rechts anschließend Nr. 112, das Haus der
Großeltern.*



(16) Luise Melchers, geb. Struve („Lottchen“), Magdas Mutter (um 1890)



(17) Carl Theodor Melchers, Magdas Vater



Das Originalbild war für die Wiedergabe leider nicht mehr verfügbar.

(18) Hermann Melchers, Magdas Onkel